

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 21 (1917-1918)
Heft: 4

Artikel: Grenzbesetzung in der Ajoie (Fortsetzung folgt)
Autor: Schmidt, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was hescht dervo?

Du meinscht, es seig halt juscht eso: } Lueg, 's Glück ischt wie=nes Purechind
eis Schöchli mües zum andere cho } und het halt au sin eigne Grind;
und zletschte gäb's en Huffe Gält, } 's chunnt nur zue dem, wo lache mag
mit dem regierischt du denn d'Wält; } und singe=n über de Dornehag.
nur ggraggeret und zsämmegscharrt, } Druf luegt's em mit emene=n einzige Blick
und d'Geisle klöpft und zsämmefarrt, } tief i sis Härz= und Nierestück,
denn stand dis Glück eismols im Hus } und wenn er dert nit suber ischt,
und lueg zue allne fänschtere=n us. } so lauft's dervo, was hescht, was gischt;
Wenn's aber nid will zue der cho, } es mag fen Wind em nochecho,
was hescht dervo, was hescht dervo? } und brieggsch em noh, was hescht dervo?

Drum, los, i gib der en guete Rot,
wie 's Glück sich zue der aneloht.
Dis Raggere nützt fen Birresteel,
wenn du nid sorgischt für di Seel.
Gfund mues si sy wie alte Wy
und lüüchte wie de Stärneschy;
denn luegt si dr zue den Auge=n us
und locht dr 's Glück ganz gwüß is Hus.
Bliibsch guet, so wird's di nie verloh
bis a dis Änd. Das hescht dervo!

Adolf Dögflin.

Grenzbefetzung in der Ajoie.

Von Hans Schmidt.

(Mit Federzeichnungen des Verfassers.)

Die folgenden Aufzeichnungen eines Basler Füsiliers geben nicht etwa die Chronik eines Grenzdienstes, sondern sind — ursprünglich für einen engeren Kreis bestimmt — mehr persönliche und zwanglos ausgewählte Erinnerungen. Sodann sind sie im Jahr 1915 geschrieben und wollen deshalb bereits ein wenig historisch betrachtet sein. Die Füsiliere denken im vierten Kriegsjahr anders als zu Beginn des zweiten, und der Drang der neuen Ideen, die der letzte Abschnitt des Krieges zur Entwicklung gebracht hat, mag auch das Interesse manches Lesers von bescheidenen Grenzbefetzungserinnerungen abgezogen haben. Und doch — so gut man einmal die „Kauschtage“ des August 1914 begreifen lernen wird, so hat auch die Zeit der beiden ersten

in der Art unseres Bauernvolkes offenbart; und dieses lernen wir von neuem lieben. Die Ausgestaltung der Charaktere ist einfach meisterhaft: Natur aus erster Hand. Sie haut sich geruhig vor uns selbst auf. Große Konflikte, stark bewegte Handlungen darf man und wird man in diesen Geschichten nicht suchen. Reinhart überläßt das den Machern. Bei seiner Darstellung wird einem wohl, im Gegensatz zu so vieler „Poesie“, welche gegenwärtig als solche ausgebaut wird.

Kriegsjahre mit ihrer hoffnungslosen, aber entschlossenen Ergebenheit ein Anrecht auf unser Gedenken. —

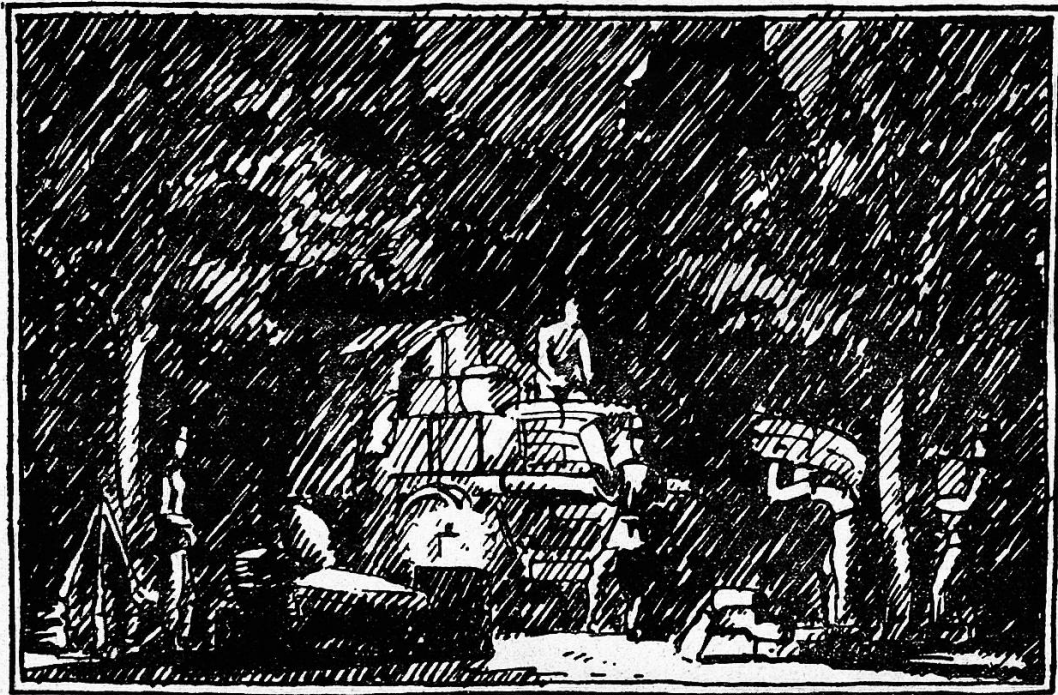
Das dritte Aufgebot der vierten Division zum Ablösungsdienst rief unser Basler Regiment auf den 6. Oktober 1915 unter die Fahne. Das Bataillon 99, dem ich angehörte, wurde in der Kaserne besammelt und dann für die Dauer der Mobilmachung in einem Schulhaus untergebracht. Diese Mobilmachungstage sind vielleicht die schlimmsten am ganzen Dienst. Da muß der schwere Übergang vom freien Menschen zum eng eingeschränkten Füsilier vollzogen werden. Man hat all sein Arbeitsgerät, seine Bücher und Schachteln zu Hause versorgt, hat die große Mannigfaltigkeit von Zimmern, Bücherschäften und Mappen plötzlich mit dem engen Raum des Tornisters vertauscht und auch dort hat die frühere Geistesherrlichkeit nur in einem abgesperrten Winkelchen einen notdürftigen Platz. Kommode, Kleiderschrank, Waschtisch und Schreibtisch — das hat sich alles zusammengezogen in den einen braunen Tornister und die paar Taschen des Waffenrocks oder Kaputs. Ein Reflambändchen ist die Bibliothek, eine kleine Kartonmappe die Schreibtischschublade. Noch mache ich einen letzten Gang durch das leere hallende Haus, um zu sehen, ob nichts liegen geblieben, schaue wehmütig über die vertrauten Möbel und Bilder, dann nehme ich „Aff“ und Gewehr auf und ziehe los.

Je näher ich dem Kasernenhofe komme, desto dichter wird der Strom der Kameraden und bald ist der zweite Übergang vollzogen, der vom Einzelmenschen zum Herdentier, zum Soldaten. Von 2 Uhr ab hat auch der freie Wille aufgehört, man ist eingereiht und untergeordnet, man wird kommandiert und gelenkt. Bis man aber die ganze Routine des Soldatendaseins wieder erlangt hat, braucht's noch einige Zeit. Man ist immer noch Zivilist. Die Gedanken sind störrisch, bald zuhause, bald weit voraus; erst allmählich erwirbt man den Gleichmut und die Sorglosigkeit des rechten Soldaten.

Abends steht die dunkle Masse der Soldaten unter den Kastanienbäu-



men des Schulhofes, wo wir Kantonnement bezogen haben. Es wird gegessen, stehend, den Gamellendeckel in der Hand, oder auf dem Gelände, und man wird sich recht deutlich seines primitiven Daseins bewußt. Jetzt kommt die Zigarette, und die Liebe, mit der man sie raucht, ist schon die des Soldaten, dem sein Rauchzeug über alles hinweghilft. Ein paar Zivilisten schauen über den Hag; schon sind sie eine andere Welt für uns, über die wir halb spotten, weil wir sie doch beneiden. Wie wir so im Schulhaus liegen, habe ich zwar noch so recht das Gefühl des Milizsoldaten aus dem Wiederholungskurs: es kommt mir vor, als seien wir eine Bürgerwehr, aufgeboten zum Schutz gegen innere Unruhen. So lange wir noch in der Stadt stehen, wo wir eben noch als Zivilisten herumgelaufen, ist der Übergang in die Soldatenwelt erst halb verzogen. Aber es kommt bald anders.



Die schrecklichen anderthalb Tage des Herumstehens in den mit ausgeräumten Schulbänken gefüllten Gängen, des Herumliegens auf dem Stroh der großen Schulsäle, nehmen ein plötzliches Ende. In aller Frühe, noch zur halben Nachtzeit, sind wir am 8. Oktober marschbereit, die Marschkolonnen sind formiert, alles ist auf dem Rücken der Soldaten oder in den Fourgons verpackt — das Schiff ist bereit, vom Lande abzustößen. In dunkler, langer Kolonne steht das Basler Regiment auf dem Asphalt vor dem Bahnhof, ein paar einsame Zivilisten stehen verschlafen drum herum, die Stadt ist still und scheint sich nicht darum zu kümmern, daß zu dieser Stunde ihre Soldatenöhne ihre Straßen verlassen. Die Masse setzt sich in Bewegung und nun wissen wir endlich bestimmt, daß uns kein großer Marsch, sondern eine friedliche Eisenbahnfahrt erwartet. —

Wenn man zur Zeit der Mobilisation einzeln einrückende Soldaten im Eisenbahnwagen reden hört, so verbergen sie ihr Mißvergnügen über den ewigen Mikitardienst recht wenig. Ich hatte deshalb erwartet, meine Kameraden in recht gedrückter Stimmung zu finden. Gewiß waren viele darunter, denen es recht traurig zu Mute war und die nur an die Gewährung ihres

Urlaubsgeſuches dachten. Aber es iſt ein Stück Kameradschaft, ſolche Gedanken den andern nicht zu zeigen, und der gute Humor der Baſler, das Zuſammentreffen mit ſo vielen Kameraden in gleicher Lage, der beſondere Geiſt des Soldatenſtandes verſetzen bald jeden in die richtige Stimmung. Schließlich ſorgt auch die offene Soldatensprache für den fröhlichen Ausdruck eines eigentlich traurigen Gefühls, ſorglos gib man ſich der Freude über die Eiſenbahnfahrt hin und fragt nicht viel, wohin man wieder „geſchupft“ werden ſoll.

Unsere Kompagnie IV/99 kam gleich nach Bure in der Weſtede der Ajoie und blieb dort anderthalb Monate ohne den zuerſt vorgeſehenen Wechſel innerhalb des Regiments. Dieſe Zeit in Bure bildete für uns den angenehmſten Teil des Dienſtes; neben dem erträglichen Dienſtbetrieb in unſerer glücklich zuſammengeſetzten Kompagnie unter guten Kameraden, war es für mich perſönlich beſonders die Landſchaft dieſer äußerſten Ecke der Schweiz, die mich glücklich machte, wie ein beſtändig ſchönes Wetter. Ich mußte mich ſelbſt wundern, wie weit dieſe Einwirkung ging, viel weiter, als es menſchliche oder materielle Annehmlichkeiten vermocht hätten. Es war ein Einfluß wie der guter Architektur, wie der eines ſchönen Plazes oder eines weiten Kirchenraumes.

Der Empfang war zwar wenig verheißen. Man braucht ja für jedes „Kaff“ *) eine gewiſſe Zeit, um ſich als Soldat dort einzuleben. Aber hier ſah es recht trübe aus. Nach einem Marsch durch einen endloſen Wald von Bruntrut bis auf die Hochfläche hinauf, wobei man das niederdrückende Gefühl von Strapazen inſolge mangelnder Gewohnheit im Marschieren und Tragen empfand, rückten wir bei kühlem Wind und trübem Himmel in Bure ein. Eine traurige Straße, ſchlechte Häuser, ſtatt der Vorgärten ein miſthauſenartiges Chaos, keine laufenden Brunnen, Trinkwaſſerverbot — fröſtelnd ſtanden wir da, während die Grenzpoſten abgelöst und die Kantonnemente ausgeſucht wurden. Wir hatten eine Kompagnie des Gebirgsbataillons 36 abzulöſen. Es waren Berner Oberländer, welche die aus dem alten Kaput geſchnittene Bluſe trugen. Ihr Hauptmann in einer abgetragenen Offiziersbluſe kontrastierte ſeltſam zu unſerm Baſler Hauptmann in ſeiner eleganten feldgrauen Uniform.

Wir bezogen unſer Kantonnement, eine nicht benutzte Kleinkinderschule, von uns la maison bleue getauft, und aßen auf den Holzbänken davor zu Mittag. Und die Sde und der Mißmut begannen langſam zu weichen. Der graue Himmel löſte ſich, weiße farbige Wolken und frühlingzmäßiges Blau taten ſich auf, ein ſanfter Wind ging wie ein beſtändiger liebevoller Atem, die Sonne erwärmte unſere Glieder und ſchläferete die Gedanken freundlich ein. — Das ſüße herbfthliche Sonnenlicht machte die Dorfſtraße zusehends freundlicher, feingebaute Eſchenbäume mit dem letzten Laub warfen ſommerliche Schatten auf die Häuser, die mit ihren ruhigen Giebelformen und den großen runden Toreinfahrten, all dem ſorglos herumliegenden Gerät und Abfall einen ſeltſamen Reiz ausübten. Der Jura lag weit hinter uns, jenseits der Grenze ein unbekanntes Land und darüber ein unendlicher, heiterer Himmel und alles erfüllend ein weiches, maleriſches Licht, wie man

*) Dorf.

es nur in Holland kennen lernt. La douce France: dieses Wort fiel mir unwillkürlich ein. An einem Stücklein Horizont, das sich irgendwo auftrat, entdeckten wir einen langgestreckten Fesselballon, golden in der Ferne leuchtend. Er erschien mir wie ein fernes Frühlingswanderziel; an den Krieg wollten sich die Gedanken gar nicht gewöhnen. Ich kam mir so glücklich vor, wie als ich zum ersten Mal von Basel aus in die endlose Weite des Sundgaus hinausfuhr und ein neues Land entdeckte vor den Toren der alten Stadt.

Der blaue Himmel und der vent de la douce France hielten allerdings nicht ewig an und gerade in Bure, wo man über die Dauer und die Art unseres Dienstes noch nichts Genaueres wußte, herrschte die Mißstimmung, die unsere welschen Kameraden „le cafard“ nennen, am stärksten. Hier war man aber auch am meisten dazu gezwungen, das Soldatenleben ganz auszukosten und sich hineinzudenken, solange man sich noch auf keine gewisse Heimkehr freuen und einrichten konnte. Wir machten uns Alle auf einen richtigen Winterfeldzug gefaßt. In der Bibliothek der gemütlichen Soldatenstube von Bure lag ein Buch über die Grenzbesetzung von 1870/71 mit Bildern nach Bachelin, die einem einen Begriff davon geben konnten, was das heißen mußte. Einsame Posten in der fahlen Landschaft der Freiberge, Straßen voll Dreck und Felder voll nassem Schnee, darüber ein bleigrauer Himmel. Und man fühlte sich ein wenig als die Nachfolger dieser Grenzsoldaten vor 45 Jahren, wenn sich auch so manches seitdem geändert hatte. Wir stehen nicht mehr so elegant und stolz an der Grenze, wir sind nur noch bescheidene Glieder der großen gedrillten und gejagten Masse der Infanterie, wie sie der Krieg des 20. Jahrhunderts fordert. So verstand es sich von selbst, daß von unserer kleinen Grenzschutzkompagnie der geringste Teil auf Posten war, während der Hauptteil Tag für Tag auf die Almend zog zur Einzelausbildung oder die Felder, Hecken und Waldränder der Umgebung abnutzte. Von unserer Almend aus sah man ein Stück Elsaß und Vogesen am Horizont drunten liegen, fast immer stand auch der längliche Fesselballon in der fernen Luft (es war der französische von Réchésy), man hörte den Kanonendonner oder verfolgte an schönen Tagen die kühnen Fahrten der Flieger durch die Schrapnellwölkchen. Dort drunten war Alles in dumpfer Anspannung, auf der stillen Höhe von Bure aber standen die Schweizer, machten friedlich ihre Gewehrgriffe oder spielten den Krieg und dachten an Ablösung und Entlassung oder auch nur ans Mittagessen, ans Putzen am Nachmittag und den Ausgang nach dem Hauptverlesen.

Wir hatten in der Regel um 5 Uhr abends Hauptverlesen. Nach dem Abtreten wurde das Nachessen gefaßt und so wurde es gewöhnlich halb sechs Uhr, bis man das Kantonnement verließ im bequemen Waffenrock und weicher Mütze, den Stumpfen anzündete, die Hände in die Hosentaschen steckte und durchs Dorf schlenderte. Da war besonders das Oberdorf ein kleines Wunder, eine Welt von eigenartiger Stimmung, die leider nur zu bald in der einbrechenden Dämmerung unterging, bis es Zeit wurde, sich in die Soldatenstube zurückzuziehen oder eines der niedern Bauernhäuser zu betreten, wo die Kameraden beim Schein der Lampe ihren Gastgebern zum Dank für ihren Kaffee „avec de la Röschti“ die schönsten Lieder vorsangen.

In diesem Oberdorf regierte eine malerische, sorglose Unordnung von Häusern, Misthaufen, Holz- und Steinablagerungen und versteckten Baum-

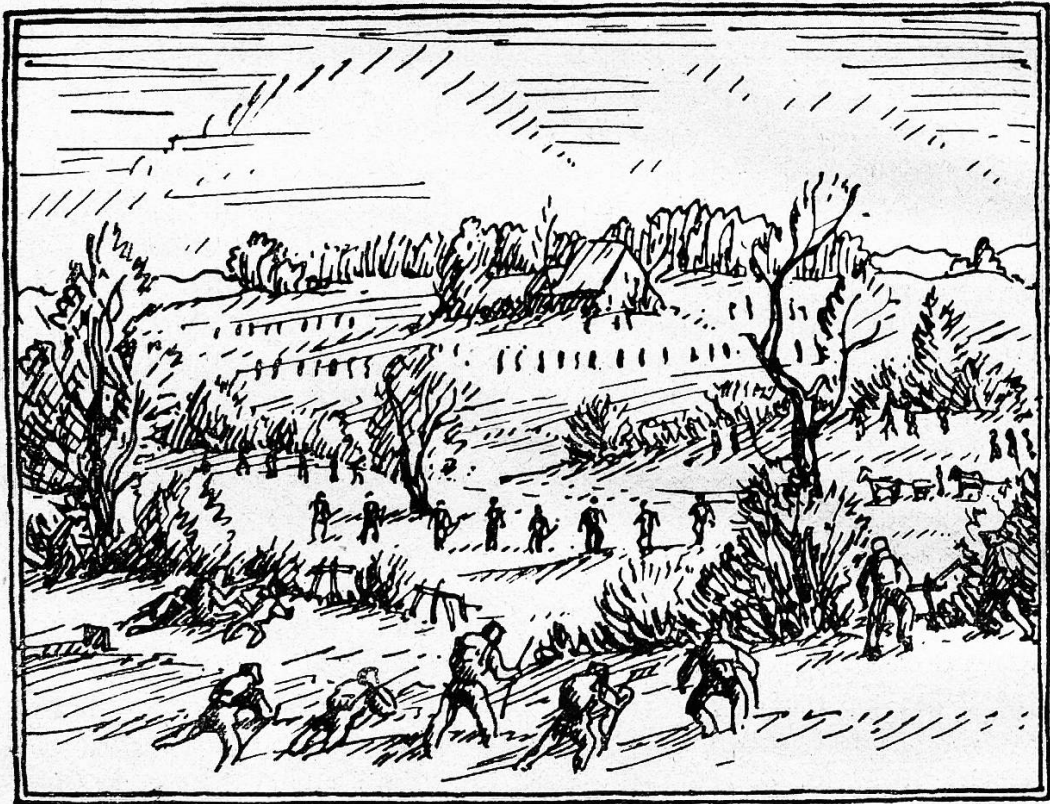
wiesen. Ein holperiger, hohler Weg führte wie ein Graben zwischen zerfallenen Steinmauern und wilden Gebüsch, abgeschlossen von der abendlichen Weite, auf irgend einen dunkeln Hausgiebel im Schatten eines alten Baumes hin. Gegen Westen hin hob sich das Dorf verheißungsvoll und schaute mit seinen äußersten Häusern gegen die fernen Vogesen hinaus. Hier standen die Häuser schon in grünen Wiesen mit Sägen voll Feldsteinen und verkrüppelten Kirschen- und Zwetschgenbäumen. Irgendwo lag ein kleiner Weiher, von hohem Schilf fast erstickt. Einige der äußersten Häuser hatten noch Strohdächer, mit Grasbüscheln lustig bewachsen; sie standen etwas abseits in einer grünen, schon dunkeln Mulde. Dafür lag der gradaus über die offene Höhe führende Feldweg nach der Grenze noch in der Abendhelle. An einem fahlen Buschhag vorbei, in dem ein verlassenes Schildwachhüttlein steckte, ging hinauf auf eine freie Wiese. Das war das Ziel des Abendspazierganges. Als wir das erste Mal nach dem Hauptverlesen hier hinauskamen, noch nicht ahnend, wie weit von hier aus der Blick reiche, war es mir, als eilten wir hinaus auf eine Anhöhe gegen das Meer, irgendwo in der Bretagne. Hinter uns lag das Dorf, wenige Häuser und Bäume zeigend und darüber in der Ferne der lange blaue Zug der Juraberge: unsere Festung.

Nach vorne sah man weit hinüber zu der breiten Masse der Vogesenberge, dazwischen zu unsern Füßen die trouée de Belfort, beginnend bei den nächsten braunen, welligen Wäldern, in denen die Grenze stecken mußte. Irgendwo klaste ein heimliches Tälchen mit blauen Jurafelsen, verlor sich ein Sträßchen in dunkeln Föhrentwäldern — wir suchten, wo in diesem fremden, abendlichen Gelände da wohl das Ende der Schweiz liegen müßte. Dort in der Ecke, wo die Vogesen gegen Frankreich zurückwichen, steckte Belfort; auf einem vorgeschobenen Hügel glänzte eine weiße Fläche: das sei ein Fort. Im Abendschatten der uns gegenüberliegenden Mulde lag, mit friedlichen blauen Rauchfahnen, das französische Dorf Villars-le-Sec, nicht mehr als eine Viertelstunde entfernt, so harmlos und ländlich, wie möglich. Über dem Höhenzug dahinter leuchtete der Abendhimmel und ließ die Weite des französischen Hochburgunds ahnen. Wir waren voller Spannung und konnten uns mit dem friedlichen Anblick des Dorfes da drüben, seiner Außenhöfe und gemächlich heimziehenden Fuhrwerke nicht recht abfinden. Das war also Frankreich! Söhne dieses Dorfes standen fern im Feld, waren vielleicht schon gefallen, und weiter hinten lag ein ganzes Land, erfüllt von einem uns fremden Willen, weit hinabreichend unter das Gebiet einer wärmern Sonne, einer blauern Luft. In den Häusern des Dorfes steckten vielleicht schon die Soldaten, um uns zu überraschen, im Schatten jenes Hauses lauerte ein Posten! Aber nein, es war ja alles so friedlich, so alltäglich, am Ende waren wir hier die einzigen Soldaten, standen ganz vergebens hier.

Im Osten, wo der Himmel schon ferne und dunkel wurde, stand der Fesselballon über dem dunstigen Gewoge der Wälder und Täler des Sundgaus. Man hörte einige Kanonenschüsse. Es wollte einem nicht gelingen, in diese friedliche Abendferne mit dem stillen Ballon die Vorstellung der Front, des Krieges, zu versetzen.

Nächst dem Bauern und dem Jäger führt niemanden sein Handwerk so eng mit der Natur zusammen, wie den Soldaten das seine. Der Zivilist, der, die Hände in den Taschen eines bequemen Überziehers, seinen Abend-

bummel macht, genießt zwar die Schönheit einer Landschaft gewiß mehr, und ich hätte mir oft gewünscht, die Schaupläze der vielen Einzelausbildungsvormittage, der Gefechtsübungen, Märsche und Schildwachen einmal ohne den Zwang von Tornister und Kommando, von Marschkolonnen oder Schützenlinie zu betrachten. Und doch hat die Beziehung des Soldaten zur Landschaft ihre besondern Reize, die man nicht kennt, wenn man als Nichtsoldat seinen Spaziergang macht, sorgfältig Weg und Wetter auswählt, Eisenbahnen, Wirtshaus und Regenschirm zu Hilfe nimmt und stets weiß, wohin man geht und wo man des Abends seine Unterkunft findet. Die schweren Ackerschollen, die Hügel voller Steine und Dornen, die dunkeln Waldränder, das widerpenstige Unterholz: das sind eigentliche Werkzeuge des Soldaten. Er kriecht im Straßengraben, liegt hinter einem Grasbüschel, steckt den Kopf zwischen die Wurzeln eines Baumes, darf selbst den Misthaufen und das Brombeergestrüpp nicht scheuen. Gebunden an das Gesetz der Schützenlinie, der Front und des Richtungspunktes, immer im Zusammenhang mit den Kameraden und dem Führer, durchquert er Hügelwellen und Talgründe, Wälder und Dörfer. Die Formen der Erde, für den Spaziergänger eine angenehme Augenweide, macht er sich dienstbar für den kunstvollen Aufbau



einer Schlachtordnung. Eine Falte deckt die Geschütze, ein harmloses Gestrüpp das Maschinengewehr, hinter einer kahlen Erdwelle steigen plötzlich die Schützenlinien eines ganzen Bataillons auf. Die Patrouille ist ein Schifflein, das vom Strand der Schützenlinie abstößt zur Fahrt in ein unsicheres Meer. Kräftig dringt sie am Anfang vor; je näher sie den wachsamem Augen und Gewehrläufen des Feindes kommt, desto sorgfältiger wählt sie die Deckungen, bis es nur noch kleine Falten und Wellen sind, durch die sie herankriecht.

Das Alles ist zwar nur ein Spiel für uns, ein Kompagnie-, Regiments- oder Brigade-„Türk“; aber das Aufmarschieren, das Warten als Reserve am Boden geschmiegt, das Vorwärtzdrängen und Anstürmen und Zurückfluten, der Kampf mit der rauhen Erde, der Masse, der Dunkelheit, der bleischweren Hitze, das Leuchende Laufen unter der Last des Sackes — sie geben einem manchen Vorgesmack von der Anstrengung und Wut einer Schlacht.

So hat uns unser bitteres Handwerk mit einem guten Teil der unsern Schutz anvertrauten Noije bekannt gemacht. Daß manches schöne Bild davon in die Erinnerung übergegangen ist, dafür haben die offenen Augen schon gesorgt. Die farbige Schönheit der Wälder, Hänge und Wiesen im Oktober; die trübe, graue Novembereinsamkeit über dem so unschweizerisch weiten Ackerlande von Coeuve; ein Marsch in der Morgendämmerung durch den Dreck der Feldwege von Bure, mit der Stimmung eines verzweifelten Rückzuges in Polen; der windumbrauste, so oft gestürmte und verteidigte Föhrenwald der Ruppe 735; das schweigsame Wiesental der Allaine mit den Dörfern Courchavon, Courtemaiche und Buiz, wo sich die Marschkolonnen auf der Landstraße zu sammeln pflegten, die Mitraillleure mit ihren lustigen kleinen Karren zu uns stießen und uns die Regimentsmusik seltenerweise mit ihren Märschen den Stolz des Soldatenlebens fühlen machte; den Vormittag eines Martinisommertages, als wir in Aufnahmestellung im Waldrand über dem Sträßchen nach Courtemaiche lagen: ich las im Gebüsch stekfend in Gotthelfs „Uli der Knecht“, bald nach dem Feind schauend, der in den schön geformten Buchenwäldern drunten aufmarschieren mußte, bald darüber hinaus nach dem in schönster blauer Ferne liegenden Sundgau, bald rückwärts nach dem Sonnenlicht in den zarten Zweigen des deckenden Waldes; und wenig später der kahle, trostlose Wintertag mit wenig Schnee und vielem Dreck, „Türkenhonig“ genannt, als wir umgekehrt gegen diese Stellung aufmarschierten, wobei wir als Reserve in den Wäldern herumlagen und nachher von den stolzen Artilleristen auf ihren Caissons und Kanonen unseres Dreckes wegen mitleidig belächelt wurden.

Es ist ein ganzes Bilderbuch. Sein Reichthum entschädigt einen wenig für den Ausfall an geistigem Erleben und Arbeiten, den der Militärdienst mit sich bringt. Kein neues Buch, keine neuen Ideen lernt man während dieser Monate kennen, dafür Wald und Regen, Nacht und Morgendämmerung, Not und Freude in einer großen Gemeinschaft.

An einem Sonntag kamen meine Geschwister auf Besuch nach Bruntrut; wir fuhren nach Courtemaiche hinaus und spazierten über Bure nach Bruntrut zurück. Sie sprachen von Konzerten und geschiedten Leuten; meine Soldatengedanken wollten nicht recht mitgehen, so hatten sie schon in der kurzen Zeit alles Andere aus dem Kopf verdrängt und alle Fäden zerbrochen. Doch die Würdigung eines gemeinsamen Mittagessens in Courtemaiche bildete wieder gemeinsamen Boden, und mit der schönen Landschaft, der gemüthlichen Soldatenstube in Bure und dem sauber gewischten Kantonnement in der Pauernstube des Monsieur „pas chaud“, wo die Kantonnementswache so gemüthlich pfeiferauchend in der Ecke saß — damit legte ich einige Ehre ein vor den anspruchsvollen Stadtleuten. Ich bedauerte allerdings, nicht auch die Ode der Werkstage, der dunkeln Abende, der Schildwachstunden vorführen zu können — am Sonntag sieht das Soldatenleben gar so heiter aus.

(Fortsetzung folgt.)